

Gernot Rabl

Zwei Räume

Roman

© 2025 Gernot Rabl

Umschlaggestaltung: Susanne Rabl

Bildnachweis: A white gallery space with skylights von

沈军 贡; generiert mit KI – stock.adobe.com

Korrektorat: Mag. Hiltrud Köhn

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99165-312-7 (Paperback)

978-3-99165-277-9 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugäng-
lichmachung.

I.

Kapitel 1

Die Gleichförmigkeit der Tage störte Felix im Grunde nur wenig. Er hatte es einfach stillschweigend akzeptiert, jeden Morgen um dieselbe Uhrzeit aufzustehen, sich zu duschen, zu frühstücken und ohne sein tägliches Handeln zu hinterfragen, in einen neuen Arbeitstag aufzubrechen. Seit über fünf Jahren arbeitete Felix nun schon im örtlichen Museum, in welchem er von Mittwoch bis Sonntag, von zehn bis zwölf beziehungsweise vierzehn bis siebzehn Uhr, für nahezu alles zuständig war. So stellte er etwa selbstgebastelte Hinweisschilder vor dem Eingangstor auf, legte vergilzte Folder nach, setzte mehrere von Tonproblemen begleitete und in Dauerschleife versetzte Videos in Betrieb, kümmerte sich um den Ticketverkauf, gab Auskunft über die Lage der Toiletten und sorgte ganz allgemein für einen störungsfreien Museumsbetrieb. Genauso pünktlich wie Felix das Museum öffnete, genauso pünktlich schloss er es auch wieder. Bereits fünfzehn Minuten vor siebzehn Uhr erinnerte er daher etwaige Besucher an das baldige Ende und gab dabei unmissverständlich zu verstehen, dass er keine Ausnahme machen werde, eine Verlängerung der Öffnungszeit absolut nicht vorgesehen sei. Mit einer gewissenhaften Abrechnung sowie sicheren Verwahrung der gesamten Tageseinnahmen in einem Tresor endete schließlich wieder sein Tag im Museum. Danach ging er ohne Umwege nach Hause, als ein

wenig und stierte so lange in den Fernseher, bis er müde wurde und zu Bett ging.

Seine Arbeit hatte weder etwas mit Interesse noch mit Leidenschaft zu tun, machte ihm weder Spaß noch befriedigte sie irgendwelche Bedürfnisse. Es war bloß Arbeit, eine Arbeit, die eben getan werden musste, ganz gleich von wem. Über die schlechte Bezahlung sah Felix gerne hinweg, da er einen stressfreien Arbeitsalltag – ohne Aufregungen, ohne unvorhersehbare Geschehnisse – bevorzugte und für sein bescheidenes Leben ohnehin nicht viel benötigte. Denn mit Ausnahme von verirrten und somit rein zufällig vorbeikommenden Touristen fanden nur wenige Menschen den Weg in die zum Großteil mit alten Gerätschaften, schrecklichen Devotionalien, zerfledderten Urkunden und sich wölbenden Schwarz-Weiß-Fotos bestückten Räumlichkeiten. Felix stieß sich am schwachen Besuch des Museums jedoch nicht im Geringsten – ganz im Gegenteil, er war sogar froh über jeden Besucher, der nicht kam, da dies lediglich zusätzliche Arbeit bedeutete. Viel lieber zog er seine einsamen Kreise durch das Unter- und Obergeschoss, wobei er stets dieselbe Route wählte: vorbei an der Gründerurkunde des Ortes, an Heiligenbildern, ob ihrer Herkunft fragwürdigen Madonnenstatuen, zu einem lächerlichen, den bäuerlichen Alltag nachstellenden Raum, sodann hinauf in das Obergeschoss zum „High-Tech-Bereich“ des Museums, bestehend eben aus mehreren Videos, Fotos und dem Hörbeispiel einer Kuhglocke, bis hin zu den beiden

letzten Räumen, deren Sinnhaftigkeit sich Felix bis zum heutigen Tage noch immer nicht vollständig erschlossen hatte. Zum Abschluss jeder Tour warf er stets einen letzten Blick in die Gästetoiletten, rief laut „Hallo, wer da?“, um danach wieder zur Kassa zurückzuwanken. Diesen Vorgang wiederholte er im Übrigen mehrmals am Tag, immer zur exakt gleichen Uhrzeit – ausgenommen natürlich, wenn überraschend Besucher vor der Tür standen und ein Ticket kaufen wollten. Dabei hing er seinen eigenen Gedanken nach, träumte von langen, ausgedehnten Reisen in ferne Länder, von einer Frau an seiner Seite, von wahrer Liebe und einem Zustand, wo er mit Recht sagen könnte: „Ja, ich bin glücklich.“ Denn trotz der Akzeptanz seines wenig aufregenden Lebens, der Duldung und dem Gutheißen der Vorhersehbarkeit sehnte er sich in manchen Momenten nach Abwechslung, nach Abenteuern und aufregenden Bekanntschaften. Mitunter, wenn ihm die Gedanken zu schwer wurden, begann er die in Folien eingeschweißten Begleittexte irgendwelcher Ausstellungsstücke zu lesen. Doch tat er dies derart unkonzentriert, dass er am Ende nicht einmal mehr wusste, worüber er gerade gelesen hatte.

Interessen im klassischen Sinne oder Dinge, für die er brannte, gab es bei Felix nicht. Er mochte lediglich warmes Wetter und das Gurren von Tauben. Während Wärme, eine von der Sonne beschienene Landschaft als auch lichtdurchflutete Räume seine Träume nach fremden Ländern noch zusätzlich verstärkten, beruhigte ihn das Gurren der

Tauben auf oft sonderbare Weise, ließ ihn seine, ihn mitunter befallende innere Unruhe wieder ein wenig vergessen. Hörte er somit das sanfte Gurren der Tauben auf den Dächern des Museums, pflegte er stets zu sich selbst zu sagen: „Die Tauben sind hier – alles wird gut.“ Letzten Endes hatte Felix aber absolut keine Ahnung, was eigentlich gut werden sollte, worin denn die wirkliche Beklemmung in seinem Leben bestand.

Speziell an seinen freien Tagen hatte Felix jede Menge Zeit, die in den Räumlichkeiten des Museums begonnenen Überlegungen fortzusetzen. Machte ihn ausschließlich Konformität und Sicherheit als Person aus, oder sehnte er sich tief in seinem Innersten nicht doch nach der einen oder anderen Herausforderung? Waren Freudlosigkeit, Ereignislosigkeit unabwendbar seine ständigen Begleiter, oder gab es nicht doch auch die Möglichkeit auszubrechen, scheinbar Unverrückbares zurechtzurücken? Aber im Grunde lebte hier im Ort jeder nach dieser Fasson, ging einer ständig gleichbleibenden Arbeit nach, war alleine, verlangte nicht mehr vom Leben. Vom Bürgermeister abwärts funktionierte so der gesamte Ort – also warum sollte daran etwas Schlechtes sein? Alle taten, was Felix tat, nur eben jeder auf seinem Platz.

Jeden Dienstag, meist gegen Mittag, setzte bei Felix gebetsmühlenartig eine Art Sonntag-Nachmittag-Depression ein, welche am darauffolgenden Tag in eine Montag-Morgen-Verzweiflung mündete. Da sein Wochenende am Montag

beziehungsweise Dienstag stattfand, verschoben sich diese Empfindungen naturgemäß an den Wochenanfang. Einsame Nachmittage, mit nichts außer dem Totschlagen von dahinplätschernden Stunden zu tun, warfen Felix in der Akzeptanz seines Lebens oft weit zurück, ließen ihn Fragen wie „Warst du jemals wirklich glücklich?“, „Hat das Leben mehr zu bieten?“, „Wo bist du heute, wo stehst du morgen?“ überdenken. Doch sobald der neue Tag begann, er aufstand, duschte, frühstückte, seine Handlungen nicht weiter hinterfragte und die nächste Museumswoche startete, waren auch diese seltsamen Beklemmungen schon wieder weitestgehend verschwunden. An der Kassa wartend, durch die einsamen Räume streifend, betete er dann nur mehr um möglichst wenige Besucher. Er hatte sich mit dieser Art Leben arrangiert, eben weil es jeder ganz genauso tat – und während der Kontrollgänge blieb ja ohnedies noch genügend Zeit, um von Reisen, Liebe und Glück zu träumen.

Kapitel 2

Jeden Sonntag befestigte Felix mittels Klebestreifen einen kleinen handbeschriebenen Zettel auf einen der beiden Hinweisschilder vor dem Eingangstor: „Führung um elf Uhr durch unser wunderschönes Museum. Keine Anmeldung erforderlich. Tickets an der Kassa. Voraussichtliche Dauer: zwei Stunden“, stand darauf zu lesen. Diese Führungen wurden allerdings nicht von Felix selbst durchgeführt, sondern von Herrn Wieland, einem ehemaligen Beamten der Stadtregierung. Seit seiner schon länger zurückliegenden Pensionierung vertrieb sich Herr Wieland auf diese Weise seine Zeit und umging dadurch gleichzeitig der bedrohlichen Stille und Einsamkeit seines eigenen Zuhause – Herrn Wielands Sonntagselend war eben irgendwie vergleichbar mit Felix' Dienstags-Nachmittags-Depression. Speziell dieser Tag ließ Herrn Wieland rastlos werden, den Blutdruck in die Höhe schnellen, sein Herz immer schwerer werden. Woher diese Beklemmungen kamen, war Herrn Wieland allerdings sehr wohl bewusst, verlor er doch an einem Sonntag seine innig geliebte Gattin Anne, ein Verlust, der ihm letztlich bis zum heutigen Tage die ganze Lebensfreude nahm. Einzig die Führungen im Museum ließen ihn ein wenig vergessen, seinen Geist neu ausrichten und nicht immer an denselben Gedanken festhalten. Das Wühlen in Vergangenem lenkte ab, altes, heute nutzloses Zeug bekam bei ihm neues Leben, neue Wichtigkeit eingehaucht,

ließ verdorrte, abgeblühte Objekte in neuem Glanz erstrahlen. Waren seine Führungen für irgendjemanden wichtig? Nein, aber wenigstens fand er in diesen wenigen Stunden Ruhe, fühlte, ganz gleich wie wenige Besucher auch immer anwesend waren, zumindest ein wenig innere Befriedigung.

Wie war es dazu gekommen? Vor dem Tod seiner Frau hatte sich Herr Wieland noch nie dermaßen alleine gefühlt. Da ihn seine innere Pein allmählich aufzufressen begann, er plötzlich mit Herzproblemen, Bluthochdruck und gelegentlichen Schweißausbrüchen zu kämpfen hatte, und auch seine Gedanken einfach nicht mehr stillstehen wollten, begann er eben aktiv dagegen anzukämpfen - eine Ablenkung, eine Zerstreuung, ein Grund, aus dem Haus gehen zu müssen, musste her. In der Hoffnung, irgendetwas zu finden, eine Eingebung zu bekommen, durchstreifte er schließlich den gesamten Ort, klopfte nahezu an jeder Tür. Ein kleiner Lichtblick in diesen trüben Tagen stellten dabei seine Besuche im hiesigen Museum dar, liebte er es doch, durch die nahezu menschenleeren Räumlichkeiten zu schlendern, über die teils bizarren Objekte zu staunen und sich in seinem Kopf ganz eigene Geschichten auszudenken. Gerade die Ungereimtheiten in diesem Museum faszinierten ihn, die ungewöhnliche Ortsgeschichte sowieso. Im Besonderen die beiden letzten Räume hatten es Herrn Wieland angetan, wollte er doch trotz intensiven Studiums einfach nicht dahinterkommen, was eigentlich all diese scheinbar wahllos aneinander gereihten

Objekte miteinander zu tun hatten. Waren es überhaupt richtige Objekte oder doch bloß Gebilde von Geisteskranken? Zwar bot die handschriftlich verfasste und unheimlich schwer zu lesende Ortschronik dafür eine vage Erklärung, allerdings siedelte Herr Wieland diese ausschließlich in das Reich der Phantasie an, da weder rational noch wissenschaftlich durch irgendwelche Fakten belegbar.

Da Herr Wieland das Museum in der Folge nun nahezu täglich aufsuchte, ließ es sich irgendwann einfach nicht mehr verhindern, dass Felix auf ihn aufmerksam wurde. Was tat dieser wortkarge, im Grunde aber freundliche ältere Herr bloß die ganze Zeit über im Museum? Er müsste mittlerweile doch jeden Ausstellungstext auswendig kennen, jedes Ausstellungsstück nachzeichnen, jedes Video mit sprechen, selbst den Klang einer Kuhglocke täuschend echt imitieren können. Obwohl Felix ansonsten Museumsbesuchern nur allzu gerne aus dem Weg ging, wuchs seine Neugierde, sodass die beiden Männer schließlich ins Gespräch kamen. Er wäre, so Herr Wieland freimütig, schrecklich am Museum interessiert, von den Räumlichkeiten fasziniert und zudem auf der Suche nach einer neuen Aufgabe. In der Sekunde hatte Felix in dieser Aussage einen speziellen Nutzen für seine eigene Bequemlichkeit erkannt, war ihm doch schon seit geheimer Zeit vom Betreiber – interessanterweise nicht die eigene Gemeinde, sondern eine, nicht einmal Felix bekannte Privatperson – nahegelegt worden, Führungen durch das Museum anzubieten,

wodurch sich zumindest an diesen Tagen die Besucherzahlen ein wenig steigern lassen sollten. Allein, Felix verspürte nicht einmal ansatzweise das Verlangen, sich mit den Inhalten des Museums näher auseinanderzusetzen, geschweige denn „Wissenswertes“ zu vermitteln; er empfand die einzelnen Räume als wenig inspirierend, furchtbar langweilig und im Grunde auch vollkommen uninteressant. Diese in seinen Kontrollrunden zu durchwandern, gelegentlich ein vermeintlich verschobenes Objekt geradezurücken, war schon Aufgabe genug. Nicht, dass es Felix etwa an Intelligenz gemangelt hätte, er nicht in der Lage gewesen wäre, Führungen durchzuführen, nein, es handelte sich schlichtweg um ein absolutes Desinteresse. Überdies wollte er sich nicht länger als unbedingt notwendig mit fremden Menschen auseinandersetzen müssen – er war froh, wenn er seine Ruhe hatte, die Besucher nach dem Ticketkauf in den Räumlichkeiten verschwanden und ihn bei seinen Träumereien nicht weiter belästigten. Fragen nach der Toilette waren in Ordnung, Fragen zu den Objekten oder irgendwelchen geschichtlichen Details lehnte er hingegen strikt ab und verwies dabei stets schroff auf die Begleittexte. Aus diesem Grund hätte Felix nicht glücklicher sein können, als Herr Wieland von einer Aufgabe sprach und, von Felix sanft in diese Richtung gedrängt, seine ehrenamtlichen Dienste für Führungen im Museum anbot. Endlich konnte Felix den Betreiber beruhigen, dessen Wunsch nachkommen, weshalb aus dieser Richtung wohl keine Gefahr mehr drohte

- der Himmel musste ihm Herrn Wieland geschickt haben!

Seit damals führte nun Herr Wieland jeden Sonntag, pünktlich ab elf Uhr, mindestens zwei Stunden lang durch das Museum. Anfänglich blühte Herr Wieland in der Rolle des Museumsführers noch ungemein auf, vergaß die mitunter schmerzliche Rückschau auf sein vergangenes Leben, die im Grunde ständige Präsenz seines großen Verlustes, doch schon bald nahm ihm die plötzlich wiedererwachte Wehmut erneut jede Freude. Wo ran lag es? Was war geschehen? Sollte er tiefer in die letzten beiden, immer noch so rätselhaften Räume eindringen? Oder war am Ende die ganze Sache mit dem Museum doch nicht eine so gute Idee gewesen? Hätte er nicht besser gleich und für immer diesen Ort verlassen sollen, wo ihn ja doch nur alles an seine Frau erinnerte? Er konnte nicht einmal einkaufen gehen, sich auf eine Parkbank setzen oder eine Straße entlanglaufen, ohne dass dies nicht auf irgendeine Art und Weise mit seiner Frau in Verbindung gestanden wäre. Vielleicht wäre eine Großstadt die Lösung gewesen, wo alles fremd war, es keine Berührungspunkte gab und einen die Anonymität jeden Tag mehr und mehr auslöschte. Letztlich war Herr Wieland keinen Schritt weitergekommen, war er doch nach wie vor unglücklich und mit dieser ständig klaffenden Wunde beschäftigt.

Abseits des Museums pflegten Herr Wieland und Felix keinerlei Kontakt. Im Grunde wusste

Herr Wieland nichts über Felix, genauso wenig wie Felix über Herrn Wieland. Sie waren einander weder sympathisch noch unsympathisch, hatten keinerlei Bedürfnis nach einer tiefergehenden Bekanntschaft, blieben stattdessen viel lieber in ihrem jeweiligen Bereich und störten die Kreise des jeweils anderen nicht. Ebenso verhielt es sich mit Leni, die, genauso wie Felix, beim Museum fix angestellt war. Leni kam jeden Tag, von Mittwoch bis Sonntag circa zwanzig Minuten nach siebzehn Uhr ins Museum, entleerte die Mistkübel, kehrte und wischte die Böden des Unter- und Obergeschosses, reinigte die Toiletten, legte Klopapier nach, befreite, wenn nötig, die Objekte vom Staub beziehungsweise putzte einmal im Monat gründlich sämtliche Fenster. Felix bestand darauf, dass Leni erst zwanzig Minuten nach dem Schließen des Museums erschien, da er ab siebzehn Uhr mit der Abrechnung begann, wofür er absolute Ruhe benötigte und nicht durch irgendwelche lästigen Putzgeräusche im Haus gestört werden wollte. Felix brauchte beim Jonglieren mit Zahlen und Geld vollste Konzentration, selbst dann, wenn es nichts abzurechnen gab, er den ganzen Tag über keinen einzigen Besucher gesehen hatte. Trat dieser Fall ein, hielt sich natürlich auch die Arbeit von Leni in Grenzen – wenige bis gar keine Menschen bedeuteten wenig bis gar keinen Schmutz. Für derartige Fälle hatte Leni stets Kaffee in einer Thermosflasche dabei, welchen sie dann nachdenklich durch die Räume streifend trank, bis schließlich ihre offizielle Arbeitszeit

vorüber war. Sie war froh, diese Arbeit zu haben, wusste sie doch im Grunde mit ihrem Leben nichts anzufangen. Aufgrund ihrer späten Arbeitszeit hatte Leni mehr oder weniger den ganzen Tag über frei, konnte bis Mittag im Bett bleiben und ihr Frühstück zu einem Mittagessen erheben. Einen gewissen Zeitvertreib bot ihr lediglich das Schauen romantischer Filme, deren vorprogrammierte Happy Ends sie mitunter aber erst recht ihre Einsamkeit spüren ließen und ihr zielloses Dasein vor Augen führten. Fand ihr Leben wirklich nur im Film statt, waren namenlose Schauspieler ihre Stellvertreter auf Erden? Waren diese Phantastereien nicht ohnehin nur Wunschvorstellungen von Idealisten, von Leuten, die ganz bewusst, so wie sie als Konsumentin, dem wirklichen, richtigen Leben entflohen? Jedes Mal, wenn sie sich auf eine dieser Reisen mitnehmen ließ, sie mit den Protagonisten mitlitt, um sie weinte, mit ihnen lachte, alle Turbulenzen überstand, blieb am Ende doch stets irgendwie ein schaler Geschmack zurück. Wo stand sie? Wann war sie an der Reihe? Und konnte ein Film überhaupt jemals Realität werden?

Überschnitten sich einmal ungewollt die Arbeitszeiten von Leni und Felix, ergab sich mitunter ein kurzes Gespräch. Zumeist versuchte Felix, diesen Gesprächen auszuweichen, fehlte ihm doch schlichtweg das Interesse an Leni. Warum dies so war, konnte er jedoch beim besten Willen nicht einmal selbst beantworten. Leni war zweifelsfrei eine natürliche, wenn auch nicht klassische Schönheit.

Gerade die kleinen, vermeintlichen Unvollkommenheiten machten sie interessant, da eben dieses bewusst Gewollte wegfiel und somit eine ganz spezielle Reinheit zum Vorschein kam. Lenis Zurückhaltung, ihre Sensibilität, ihr stilles Wesen mussten aber natürlich erst einmal mit Geduld durchbrochen, ihre Tiefen mit Bedacht ergründet werden. Und dafür war Felix mit Sicherheit der Falsche. Leni hatte viel zu geben, aber wer konnte, wer wollte das sehen? Die Stelle im Museum war für Leni somit Fluch und Segen zugleich. Ein Segen, da das menschenleere Museum einen geschützten Raum darstellte, wo es zu keinerlei Verletzungen oder Kränkungen kommen konnte, und ein Fluch, da Felix nicht selten der einzige Mensch war, den sie an dem einen oder anderen Tag zu Gesicht bekam. Wenn also wieder einmal Kaffee aus der Thermosflasche anstand, die Arbeit nach nur wenigen Handgriffen getan war, streifte Leni, ähnlich wie Felix – und was wohl die beiden letzten Räume für eine Bedeutung hatten? – nur allzu gerne durch die Räume des Museums, träumte von inniger Zweisamkeit und einem Zustand ständiger Freude. Aber die Realität war freilich eine andere, wo schon das morgendliche Aufstehen immense Überwindung kostete und so mancher neue Tag der Besteigung eines steilen Berges glich.

Kapitel 3

Das Museum, welches ursprünglich als Wohnhaus für zwei bürgerliche Familien gedient hatte, befand sich am weitläufigen Hauptplatz. Gemeinsam mit weiteren, dicht aneinandergedrängten Häusern bildete es ein unregelmäßiges Rechteck, von welchem sternförmig mehrere Gassen sowie eine etwas breitere Hauptstraße wegführten. Neben dem Museum und dem prunkvollen Rathaus bildete vor allem ein Kaffeehaus, mit davor aufgestellten Tischen und Stühlen, das Herzstück des Platzes. Gelegentlich holte sich Felix von dort einen Kaffee, wobei er mit der Besitzerin des Kaffeehauses allerdings nur das Nötigste besprach, um möglichst rasch wieder in seiner sicheren „Burg“, dem Museum, zu sein. Felix legte einfach keinen gesteigerten Wert auf irgendwelche Kontakte, weshalb er eben, so gut es ging, andere Leute mied; selbst zu grüßen kostete ihn mitunter schon große Überwindung, weshalb er zu meist, und für jedermann erkennbar, irgendeine Geschäftigkeit vorgab, die ihm diese Höflichkeitsgeste schlichtweg unmöglich machte. Die einzigen Menschen, mit denen Felix somit regelmäßig zu tun hatte, waren neben Herrn Wieland und Leni auch der bei Bedarf herbestellte Toto. Toto wurde immer dann gerufen, wenn im Museum irgendwelche technischen Probleme auftraten, die Felix zu seinem Leidwesen nicht alleine reparieren konnte. Toto kam, ebenso wie Felix, aus demselben Ort, weshalb